

**DIE HERAUSFORDERUNG FÜR DIE KIRCHEN
BEIM ZUSAMMENBRUCH JUGOSLAWIENS¹**

**Sprachgruppen und Volksgruppen
im ehemaligen Jugoslawien**

Die Mehrzahl der Volksgruppen, die in den Statistiken des ehemaligen Jugoslawien aufscheinen, sind besondere Sprachgruppen und folglich an ihrer Sprache erkennbar. Von jeher gilt dies z.B. für die Slowenen. Ebenso sind die Albaner leicht durch ihr nichtslawisches, von allen anderen Sprachen im Land völlig verschiedenes Idiom zu erkennen. Erkennbar an der Sprache sind desgleichen viele von den Minoritäten, die zu Völkern gehören, deren hauptsächlichliches Siedlungsgebiet außerhalb des ehemaligen Jugoslawien liegt (wie Ungarn, Ruthenen, Rumänen, Deutsche). Seitdem man in Jugoslawien Volkszählungen durchführte, genügte bei diesen Volksgruppen die Frage nach der Mutter- bzw. Umgangssprache, um zu ermitteln, wie zahlreich sie waren.

Seit dem 2. Weltkrieg werden auch die Makedonen auf diese Weise gezählt. Vorher war dies nicht der Fall, denn bis in jüngste Zeit beanspruchten sowohl die Serben als auch die Bulgaren, daß die Makedonen einen Dialekt ihrer Sprache sprächen und ein Teil von ihnen seien. Mit einer im Lauf der Zeit wachsenden Entschiedenheit wiesen die Makedonen solche Ansprüche zurück. Nach dem 2. Weltkrieg konnten sie schließlich allgemeine Anerkennung erlangen für ihr Selbstverständnis, daß sie ein eigenes Volk sind. Aus ihrem Dialekt wurde eine Schriftsprache entwickelt, die sich von den übrigen südslawischen Hochsprachen im ehemaligen Jugoslawien hinreichend unterscheidet und bei den Volkszählungen der Nachkriegszeit als eindeutiges Merkmal verwendet werden konnte.

¹ Archbishop McNamara Memorial Lecture vom 23.4.1992 in St. Patrick's College, Maynooth (Irland).

Anders liegen die Dinge, wenn es um Kroaten, Serben und Moslems sowie um die in den Statistiken des kommunistischen Jugoslawien aufscheinenden "Jugoslawen" geht. Unbeschadet der Tatsache, daß bei ihnen Nuancen in der Umgangssprache bestehen, hält die Slawistik dennoch dafür, daß sie nicht im vollen Sinn verschiedene Sprachen sprechen, daß ihre Idiomata vielmehr voneinander nicht übermäßig stark abweichende Dialekte sind, die als Ausformungen einer gemeinsamen Sprache angesehen werden dürfen. Für diese Sprache wurde in jüngster Zeit die Bezeichnung serbokroatisch ge-läufig. Dem widerstreitet nach Meinung der Slawisten nicht, daß sich das Schriftbild gründlich unterscheidet, wenn Kroaten bzw. Serben niederschreiben, was sie sprechen, denn die einen verwenden lateinische und die anderen kyrillische Buchstaben.

Zweifellos wäre es übertrieben, die dialektalen Nuancen, auf die einer stößt, der das Siedlungsgebiet der genannten Volksgruppen von Nord nach Süd und von West nach Ost durchwandert, als gänzlich unerheblich für das Unterscheiden der Volksgruppen abzutun. Dennoch gilt: ein viel wichtigeres Merkmal der Volkszugehörigkeit als diese Nuancen sind die tiefgreifenden Verschiedenheiten in den kulturellen und religiösen Traditionen. Diese sind in erster Linie das Kriterium, wenn bei den genannten Volksgruppen eine Zählung ansteht.

Auf religiöse bzw. sozio-kulturelle Merkmale und nicht auf die Sprache mußte auch rekurriert werden, wenn im ehemaligen Jugoslawien die Zahl der Juden oder der Zigeuner bestimmt werden sollte.

Die südslawischen Völker im früheren Jugoslawien

Die Vorfahren der Kroaten empfangen das Christentum durch Missionare aus dem christlichen Westen. So wurden sie einbezogen ins mittelalterliche Abendland. Sie gehören zu jenen Völkern, für deren Bildungselite das gemeinsame Latein über Jahrhunderte hinweg mehr Gemeinsamkeit brachte, als ihnen die verschiedenen heimatlichen Umgangssprachen Unterscheidung bedeuten konnten. Wie alle anderen abendländischen Völker bedienten sich auch die Kroaten der lateinischen Schrift, als sie ihre Umgangssprache niederzuschreiben begannen. Teile von ihnen bewahrten sich zwar von

der Zeit ihrer Missionierung an bis ins 20. Jahrhundert das Recht, ihre Gottesdienste in slawischer Sprache zu feiern; so waren die Kroaten das einzige Volk im christlichen Okzident, das nur im Bildungswesen und nicht auch in der Liturgie ausschließlich auf das Latein angewiesen blieb. Doch dies beeinträchtigte ihre Zugehörigkeit zur abendländisch-lateinischen Welt nicht, denn wo man bei ihnen auf slawisch Gottesdienst feierte, unterschieden sich ihre mit sogenannten glagolitischen Lettern geschriebenen gottesdienstlichen Bücher nur sprachlich, nicht dem Ritus nach von dem, was bei den übrigen Christen des Abendlands gebräuchlich war.

Kroatien war zunächst ein eigenes Königreich, und den Kroaten eignete von Anfang an das Bewußtsein, ein gesondertes Volk zu sein. Dieses Volk war eingebunden in die Solidarität einer abendländisch-christlichen Völkerfamilie. Ein klares Bewußtsein von Eigenständigkeit im Rahmen eines größeren Ganzen blieb ihnen erhalten, als das Königreich Kroatien zu Beginn des 12. Jahrhunderts in Personalunion mit dem Königreich Ungarn vereinigt wurde. Am Bewußtsein von Eigenständigkeit bei Solidarität mit einer übergreifenden Einheit änderte sich auch dann nichts, als Ungarn in der Schlacht bei Mohacs (1527) dem expandierenden Osmanenreich erlag und die Habsburger zunächst das Hauptsiedlungsgebiet der Kroaten und im Lauf der folgenden Jahrhunderte deren gesamte Heimat in ihr Reich einfügen konnten. Daß die Kroaten infolge der osmanischen Expansion zu einem Volk wurden, das für lange Zeit am Grenzwall des Abendlands zum Orient und zum Islam lebte, intensivierte bei ihnen den Willen, zum Westen zu gehören, sich seiner Kultur zuzuzählen und der abendländischen Kirche anzugehören.

Kroaten sind nach Mitteleuropa orientiert und Katholiken; wer dieser kulturellen und religiösen Orientierung ermangelt, kann kein Kroat sein.

Auch die erste Christianisierung der Serben kam vom Abendland her. Als die Serben aber zu Beginn des 13. Jahrhunderts einen selbständigen Staat aufbauten, vollzogen sie eine Wendung zum Osten. Um sich von den Ungarn, von den Kreuzfahrern, die in Konstantinopel herrschten, und von den Bulgaren, die mit den Kreuzfahrern verbündet waren, abzusetzen, wandten sie sich an die Byzantiner, deren Kaiser und Patriarch damals im Exil zu Nizäa

lebten. Sie übernahmen die hierarchische Ordnung sowie das liturgische und kulturelle Erbe der konstantinopolitanischen Kirche. Für dieses Erbe war vor Jahrhunderten schon eine slawische Sprachform geschaffen worden. So konnte das Kirchenslawische zur Schriftsprache im mittelalterlichen Serbien werden. Die gemeinsame kirchenslawische Sprache ermöglichte es der serbischen Bildungselite, Kontakte zu haben mit den Gelehrten Bulgariens und des Kiewer Staates, desgleichen tief hinein in das heutige Griechenland und zum Berg Athos, wo es damals viele Slawen mit östlicher Kirchenkultur gab. Mit den kroatischen Nachbarn, deren Alltagssprache der Sprache der Serben ähnlicher war als die Umgangssprache jener Slawen, mit denen sie eine gemeinsame Kultursprache besaßen, gab es jedoch wegen der Unterschiede im Herkommen und in der Bildungssprache wenig Kulturaustausch.

Wie die Kroaten in die abendländisch-christliche, so wuchsen die Serben in die morgenländisch-christliche Völkerfamilie hinein. Obwohl ihre Umgangssprachen einander so ähnlich sind, daß die Slawistik sie als eine gemeinsame serbokroatische Sprache behandeln kann, verstehen sich Kroaten und Serben um der kulturellen und religiösen Andersartigkeiten ihrer Überlieferungen willen als zwei verschiedene Völker und halten auch unentwegt daran fest, ihre einander sehr ähnlichen Sprachen gänzlich verschieden, nämlich entweder mit lateinischen oder mit kyrillischen Buchstaben, zu schreiben.

Serben sind orthodox und stehen trotz aller säkularer Ideen, die sich selbstverständlich in jüngster Zeit auch bei ihnen ausbreiteten, in der kulturellen Tradition der morgenländischen Christenheit. Wer dieser Orientierung ermangelt, ist kein Serbe.

Der selbständige Staat, den die Serben im 13. Jahrhundert begründet hatten, erlag der osmanischen Expansion, doch das Bewußtsein der Serben von ihrer Eigenständigkeit erlosch deswegen nicht. Sie vermochten den zeitweilig recht schweren Widerständen zum Trotz unter den Türken fast ständig eine gewisse Autonomie zu wahren. 1690 wanderte ein serbischer Patriarch nach einem mißglückten Aufstand gegen die Türken mit Tausenden seiner Gläubigen und mit seinem Klerus nach Österreich ein. Dort erlangten die Serben Autonomie als eine "Kirchennation". Daß die Serben nun durch eine Staatsgrenze geteilt wurden, weil die einen von ihnen nach Öster-

reich gezogen, die anderen aber im Osmanenreich verblieben waren, beeinträchtigte nicht ihr Bewußtsein, ein einziges Volk zu sein. Im Lauf der weiteren Geschichte wurden zwischen ihnen weitere Staatsgrenzen gezogen, und es bildeten sich jene territorialen Abgrenzungen heraus, die in den militärischen und politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart von Bedeutung sind. Mit Belgrad als Hauptstadt entstand ein selbständiges Serbien, das zunächst ein Fürstentum, später ein Königreich war und mehrfach - zuletzt 1912 - vergrößert wurde, wobei zahlreiche Nichtserben unter serbische Herrschaft gerieten. Und sowohl in ethnisch wie politisch unterschiedlich strukturierten Teilen der ungarischen Kronlande des Habsburgerreiches als auch in Bosnien-Herzegowina entstanden zahlreiche, teils weit voneinander entfernte, in einigen Fällen ausgedehnte und volkreiche, manchmal aber auch recht kleine serbische Siedlungen. Dies alles hinderte nicht, daß sich die Serben als Einheit verstanden, je länger, desto mehr auch nach einem gemeinsamen Staat verlangten und, um aus allen Teilgebieten ein großflächiges Serbien aufbauen zu können, sich das Ziel setzten, die zwischen ihren eigenen Siedlungen beheimateten Angehörigen anderer Volksgruppen zur Aussiedlung zu veranlassen oder sie zu Untertanen Serbiens zu machen.

Gewisse Angehörige der serbokroatischen Sprachgruppe traten in der Türkenzeit zum Islam über. Mit dem Übertritt ging ein Kulturwechsel Hand in Hand, denn nicht mehr ein abendländisch- bzw. morgenländisch-christlicher Klerus, sondern eine islamisch-türkische Elite stand nunmehr an ihrer Spitze. Die Konvertiten gingen ein in die Staatsnation des Osmanenreiches und wurden zu "Türken" mit slawischer Muttersprache.

Als Bosnien-Herzegowina an Österreich fiel, verband der Glaube diese Menschen nicht mehr mit dem Landesherren. Die Folge war, daß sich bei ihnen das Bewußtsein von einer eigenen Identität entwickelte. Im Jugoslawien der Zwischenkriegszeit erhoben sowohl Kroaten als auch Serben den Anspruch, daß die Islamisierten ehemals "Ihrige" gewesen seien, und hofften, sie für den früheren Glauben (und also auch für die frühere Nationalität) zurückgewinnen zu können. Im zweiten Jugoslawien wurden sie offiziell als besonderes Volk anerkannt, das der serbokroatischen Sprachgruppe an-

gehört und gekennzeichnet ist durch eine bestimmte Religion und ein mit ihr verbundenes sozio-kulturelles Erbe, welches in den arabisch-türkischen Orient weist.

Die Staatsführung im zweiten Jugoslawien machte bei dieser Anerkennung 1971 ihre Religionsbezeichnung auch zu ihrem Volksnamen. Wir stoßen auf das erstaunliche Faktum, daß eine kommunistisch-atheistische Regierung eine Religionsbezeichnung in die Volksgruppenstatistik einführte. Doch bei genauerem Zusehen ergibt sich, daß die Bezeichnung "Moslems", wie sie in der jugoslawischen Volksgruppenstatistik üblich wurde, keineswegs diejenige Bezeichnung ist, die von jeher in der Religionskunde gebräuchlich war. Sie wird in der Volksgruppenstatistik nämlich so verwendet, daß die Zahl der dort aufscheinenden Moslems wesentlich niedriger ist als die Zahl der moslemischen Glaubensgenossen Jugoslawiens. Denn auch unter den Albanern Jugoslawiens gibt es zahlreiche moslemische Glaubensgenossen. Diese wurden aber in den Volksgruppenstatistiken des zweiten Jugoslawien mit den Katholiken und Orthodoxen albanischer Sprache zu einer einzigen albanischen Volksgruppe zusammengezählt. Einzig die moslemischen Glaubensgenossen aus der serbokroatischen Sprachgruppe heißen in der Volksgruppenstatistik des zweiten Jugoslawien Moslems.

Serbokroaten, die Kommunisten und Atheisten wurden und dabei auf wesentliche Merkmale des Kroate-, Serbe- bzw. Moslem-Seins zu verzichten hatten, nannten sich bei den Volkszählungen "Jugoslawen". Im kommunistischen Staat brachte es Vorteile, sich so zu deklarieren. Dennoch blieb deren Zahl recht klein und weit hinter den anfänglichen Erwartungen der Regierung zurück. Man darf wohl annehmen, daß es nach dem gegenwärtigen Umbruch keine "Jugoslawen" mehr geben wird. Es mag absonderlich klingen, aber ein "Jugoslawe" mußte sich fast wie zu einer Staatsreligion zum Atheismus bekennen, sonst wäre er Kroate, Serbe oder Moslem geblieben.

Die Angehörigen der genannten vier Völker haben keine Schwierigkeiten, miteinander zu reden, sofern sie nicht nur den Dialekt ihres Heimatdorfes, sondern auch ihre Schriftsprache beherrschen. Sie gehören aber vier ideologisch, kulturell und religiös grundverschiedenen Welten an. Um dieser Verschiedenheit willen stehen sie einander nicht nur fremd, sondern, wie sich gegenwärtig zeigt, sogar feindlich gegenüber. Ohne Zweifel ist ihre Verschiedenheit

größer als jene zwischen Italienern, Spaniern und Portugiesen, die sich in der Sprache unterscheiden, im religiösen und kulturellen Erbe aber zusammenstimmen. Sie ist auch größer als jene zwischen den Katholiken und Protestanten Nordirlands, die miteinander kämpfen, obwohl sie zwei wichtige Elemente, nämlich Sprache und Kultur, gemeinsam haben.

Nur Teile der Kroaten, Serben und Moslems siedeln in geschlossenen Gebieten. Die anderen wohnen in Dörfern, die wie Inseln zwischen den anderen Völkern liegen, oder sie wohnen sogar vermischt in kleineren oder größeren Städten. Weil sie also tausendfach zueinander Nachbarn sind und sich sozusagen vor der Haustüre bekämpfen können, kostet der gegenwärtige Krieg zwischen ihnen die vielen Opfer und schafft das enorme Flüchtlingselend, dessen Zeugen wir gegenwärtig sein müssen.

Die Slowenen waren in grauer Vorzeit ein autonomer Stamm, lebten aber das Mittelalter über und bis 1918 mehrheitlich unter einer deutschen (bzw. germanisierten), an der Adria unter einer italienischen (bzw. italianisierten) Oberschicht und machten sich das religiöse und sozio-kulturelle Erbe der Deutschen bzw. der Italiener voll zu eigen. Deswegen unterscheidet sich ihre Heimat, was das Bildungswesen und den wirtschaftlichen Standard betrifft, kaum von den angrenzenden deutschsprachigen bzw. italienischen Gebieten, umso mehr hingegen von anderen Teilen des ehemaligen Jugoslawien. Ab der Reformationszeit führten Bibelübersetzungen und Predigt in der Volkssprache bei ihnen zum Erwachen eines Identitätsbewußtseins als besonderer Volksgruppe. 1991 erlangten die Slowenen zum ersten Mal in geschichtlicher Zeit Eigenständigkeit.

Ein Slowene ist abendländischer Christ, Katholik oder Protestant, oder er ist ein Fremdling in seiner Heimat, der die slowenische Sprache spricht.

Schon im 1. Jahrtausend, zur Zeit des 1. bulgarischen Reiches, war Ohrid Kultur- und Kirchenzentrum für weite Teile jenes Territoriums, das in der Antike Makedonien geheißen hatte und im Zug der slawischen Wanderbewegungen slawischsprachig geworden war. Weder die byzantinische Eroberung durch Kaiser Basilios II. (1018) noch die osmanische Expansion beendete Ohrids kirchliche und sozio-kulturelle Autonomie. Erst 1767 gelang es dem Patriarchen von

Konstantinopel, Ohrid seiner Jurisdiktion zu unterstellen und das gläubige Volk des bisher autonomen Erzbistums in die "griechische" Kirche und (nach dem im Osmanenreich üblichen Verständnis) auch ins "griechische Volk"² einzubeziehen. In den Balkankriegen der Jahre 1912/13 eroberte das Königreich Serbien einen Teil der slawisierten Gebiete des alten Makedonien. Die dortige slawischsprachige Bevölkerung "griechischen" Glaubens galt den Serben als südserbisch. Von den Bulgaren wurde sie für westbulgarisch gehalten. Viele von den Phanarioten konnten ihrerseits nicht begreifen, warum Menschen "griechischen" Glaubens nur deswegen, weil sie eine slawische Umgangssprache hatten, keine "Griechen", sondern Angehörige eines anderen Volkes seien.

Während des 2. Weltkriegs anerkannten Titos Partisanen den Anspruch dieser südslawischen Bevölkerung, ein eigenes makedonisches Volk zu sein. Sie verpflichteten sich, das 1912/13 von Serbien erworbene Gebiet zu einer eigenen Republik Nachkriegsjugoslawiens mit dem Namen Makedonien zu machen. Wie sehr man bei den Südslawen überzeugt ist, daß das Identitätsbewußtsein eines Volkes eines religiösen Kristallisationspunktes bedarf, mag man daraus ersehen, daß Tito den Makedonen beistand, gegen den Widerstand nicht nur der Serbischen Orthodoxen Kirche sondern der gesamten Orthodoxie eine eigene Makedonische Orthodoxe Kirche zu organisieren.

Ein nationalbewußter Makedone betrachtet die nach dem 2. Weltkrieg entwickelte makedonische Schriftsprache als seine Muttersprache und ist stolz auf die große Vergangenheit des alten Erzbistums Ohrid; er hält es für ein wesentliches Element seines

² Das hier zugrunde gelegte phanariotische Verständnis des Namens "Griechen" bezeichnet (ähnlich der in diesem Aufsatz wiederholt zu besprechenden, im Sinn der Osmanen verstandenen Bezeichnung "Türken") eine "Nation" mit gemeinsamem Glauben und gemeinsamer Kultur aber mit unterschiedlichen Umgangssprachen. Der Name "Phanarioten" für die Geldaristokratie dieser "Nation" leitet sich her von "Phanar", dem Namen jenes Konstantinopeler Stadtteils, in dem sich der Amtssitz des Ökumenischen Patriarchen befindet. Dort hatten auch die wichtigsten Familien dieser "Nation" Paläste. Weil die Angehörigen dieser Oberschicht untereinander griechisch sprachen, wurden sie gerne auch "Griechen" genannt. Sie selber nannten sich "Rhomäer". Wenn die Bezeichnung "Griechen" auf sie angewendet wird, hat sie einen ganz anderen Sinn als dann, wenn die Bürger des gegenwärtigen Staates Griechenland so genannt werden.

Volkstums, zur Makedonischen Orthodoxen Kirche zu gehören, die er als die Erbin der alten autonomen Ohrider Kirche ansieht.

Schwer ist es, das Spezifikum des Montenegriner-Seins zu beschreiben. Das Idiom der Montenegriner gehört zu den serbokroatischen Mundarten. Der kirchlichen Zugehörigkeit nach und damit auch in allen jenen Belangen, die bei den Angehörigen der serbokroatischen Sprachgruppe durch die kirchliche Zugehörigkeit bestimmt sind, stehen sie den Serben nahe. Ihnen waren sie zur Zeit des ersten und des zweiten Jugoslawien besonders verbunden, und mit ihnen zusammen wollen sie auch ein drittes Jugoslawien errichten. Aber sie wehren sich dagegen, für Serben gehalten zu werden. Ihre Bergheimat, die seit der Inbesitznahme durch die heute dort lebende slawische Bevölkerung nie wirklich von einem Großreich unterworfen werden konnte, ist ihnen nationaler Bezugspunkt. Es ist ihr Stolz, sich als Montenegriner zu verstehen und als solche sich auch zu deklarieren. Dies genügt ihnen. Wer nach leichter objektivierbaren Kriterien fragt, dessen Wißbegier lassen sie auf sich beruhen.

Historische Gründe für die enge Verknüpfung von Religion und Nation in Südosteuropa

Bei den Staatsgründungen im mittelalterlichen Südosteuropa schloß jeweils ein Fürst mehrere Stämme zusammen. Diese sprachen teils ähnliche, teils recht verschiedene Idiomata. Muttersprache und stammesmäßige Herkunft waren von untergeordneter Bedeutung für das Entstehen und Wachsen der Staatsnation und galten kaum als Kriterium für die Zugehörigkeit zu ihr. Erst ein sich lange hinziehender Assimilationsprozeß führte zu den einheitlichen Umgangssprachen der betreffenden Staatsnationen. Entscheidend waren hingegen von Anfang an Loyalität zum Herrscher und die Zustimmung zum Recht und zur Kultur des neuen Staates. Recht (Moral), Kultur und Bildung aber waren in die Verantwortung der Kirchen des Fürstentums gegeben. Wer loyal war zum Herrscher, das von der Staatskirche getragene geistige und geistliche Leben mitlebte und eine der

bei Hof gebräuchlichen Sprachen soweit beherrschte, daß er sich mit der Führungselite verständigen konnte, gehörte der Staatsnation an, welche Umgangssprache auch immer in seiner häuslichen Umgebung gebräuchlich gewesen sein mag. Wer nicht fähig oder nicht willens war zu entsprechender geistiger und geistlicher Übereinstimmung, blieb im günstigsten Fall ein im Lande lebender Fremder oder er war unterworfen.

Dies schuf ausgesprochen volkskirchliche Strukturen und eine große Nähe zwischen Staatsnation und Staatskirche. Beklagenswerterweise meinten manche deswegen, ein guter Kroat, Serbe, Ungar, Bulgare etc. sei selbstverständlich auch schon ein guter Christ, und die Katechese konnte darüber vernachlässigt werden. Eine weitere Folge war aber, daß ein Mindestmaß des Mitvollziehens eines kirchlich geprägten Brauchtums zur Bedingung wurde für die Zugehörigkeit zu den betreffenden Nationen, und daß wenigstens die Brauchtumsmäßige Verbindung zur Kirche nicht verlorenging, wenn eine gegnerische Obrigkeit die Katechese (fast) verhindern konnte. Die Weitergabe christlichen Glaubenslebens auch in den dunkelsten Phasen der osmanischen Zeit und der geringe Erfolg beim Versuch im Nachkriegsjugoslawien, die Kroaten, Serben und Moslems zu "Jugoslawen" umzuformen, können dies belegen.

Die Verbindung zwischen Kirche und Nation wurde in osmanischer Zeit noch enger. Gemäß den Verfassungsprinzipien des islamischen Staats waren im Osmanenreich Selbstbestimmungsrecht und Selbsterhaltung ethnischer Minoritäten nur möglich, wenn sie Religionsgemeinschaften waren. Alle autonomen Rechte, die den Volksgruppen gewährt wurden, mußten von Kirchenführern bzw. von Beamten, die unter der Obhut von Kirchenführern amtierten, verwaltet werden. Also wurde die Geistlichkeit schlechthin zu den Führern des Volkes, nicht nur im religiösen Bereich, sondern ebenso in allen sozio-kulturellen Belangen. Es war Verdienst der Kirchen, daß die Nationen erhalten blieben, denn wären alle zum Islam konvertiert, wären sie - analog zu den eben besprochenen Vorgängen bei den Staatsgründungen - ins osmanische (türkische) Staatsvolk eingeschmolzen worden.³ Eine solche Vergangenheit bewirkt verständli-

³ So entwickelten denn auch die islamisierten Serbokroaten kein Bewußtsein von einer besonderen Identität, solange sie unter den

cherweise, daß das gläubige Volk bis heute den Einsatz der Geistlichkeit auch in Angelegenheiten wünscht, die anderswo nicht als kirchliche, sondern als staatliche Belange angesehen werden.

Als 1690 unter Patriarch Arsenij III. von Pec_ Tausende Serben mit ihrem Klerus nach Österreich einwanderten, wurde ihnen religiöse Autonomie als Kirche östlicher Tradition und ethnische Autonomie als serbische Volksgruppe zugesichert. Die Synode der Kirche erwies sich in Hinkunft als eine Art Parlament für die Serben Österreichs, die somit zu einer auf kirchlicher Basis organisierten Volksgruppe des Habsburgerreiches wurden. Zwar gab Österreich weniger Aufgaben in die Kompetenz der Kirchenführer, als dies das Osmanenreich getan hatte. Aber auch in der Donaumonarchie behielt die orthodoxe Kirche für das Bewahren des Serbentums eine Rolle von vergleichbarer Wichtigkeit wie unter den Türken. Da die Serben in der Synode Erfahrungen im politischen Handeln sammeln konnten, waren sie 1918 unter allen Südslawen der zusammenbrechenden Donaumonarchie am besten zum politischen Handeln befähigt.

Wichtig, wenngleich von anderer Art war die Förderung der Katholiken unter den Südslawen der Donaumonarchie durch ihre Kirche. Intensives Bemühen um Katechese in der Volkssprache und um den Ausbau eines allgemeinen Schulwesens hob den Bildungsstand des Volkes und damit auch seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Daß man sich in Österreich große Mühe gab, die Bildung des katholischen Klerus anzuheben, steigerte zudem den kulturellen Standard der Führungselite bei den katholischen Südslawen. Die Einbindung in die Staatskirche Österreichs brachte jedoch nicht nur Prestige und bessere Ausbildungsmöglichkeiten ein; sie steigerte auch die Loyalität zu Wien bzw. zu Budapest, und da es keine gesonderte Kirchenleitung gab, kam es auch nicht zur Ausbildung eigener parlamentarischer Strukturen. So ergaben sich bis 1918 ein höherer Bildungsstand und ein besserer wirtschaftlicher Standard bei den katholischen als bei den orthodoxen Südslawen der Monarchie, hingegen waren, als die Donaumonarchie zerbrach, politische Bewußtheit und Handlungsfähigkeit bei Katholiken weniger verbreitet als bei Orthodoxen.

Osmanen lebten. Erst unter österreichischer Herrschaft begannen sie, sich um ihre Geistlichen geschart zu artikulieren.

Von ältester Zeit her war also in allen Teilgebieten des ehemaligen Jugoslawien auf den Kirchen Verantwortung gelegen für das Ausformen, Fortbestehen und Wohlbefinden der Nationen, und zwar in einem Ausmaß, das Westeuropäern nahezu unverständlich erscheinen mag. Daher ist dringend davor zu warnen, in den westlichen Demokratien üblich gewordene Unterscheidungen zwischen "kirchlichen" und "nichtkirchlichen" ("staatlichen") Angelegenheiten auf Südosteuropa übertragen zu wollen. Wer dies täte, könnte nämlich weder die dortigen Verhältnisse, noch die Selbsteinschätzungen und die politischen Entscheidungen der Bürger Südosteuropas recht verstehen.

Historische Belastungen des Verhältnisses zwischen den südslawischen Kirchen und Nationen

Seitdem die Osmanen und nach ihnen die Habsburger nach Südosteuropa vorstießen, unterschieden sich die staatlichen Verhältnisse, unter denen die südslawischen Volksgruppen lebten, nicht weniger stark als ihre religiösen und kulturellen Traditionen. Die Grenze zwischen beiden Herrschaftsbereichen hing von der jeweiligen militärischen Stärke der Reiche ab und war nicht an den Siedlungsgrenzen der Volksgruppen orientiert. Sie riß manche Volksgruppe auseinander und band deren Teile mit Angehörigen anderer Volksgruppen zusammen. Auch die selbständigen Staaten, die sich in der Niedergangszeit des Osmanenreiches ausbilden konnten, umfaßten nur Teile einer Volksgruppe, und Minderheiten anderer Nationalitäten lebten in ihnen. In keinem der Staaten waren die Volksgruppen gleichberechtigt; überall gab es Vorteile für eine von ihnen und Nachteile für die anderen, und dies schuf begreiflicherweise Spannungen.

Zudem wurden die Grenzen im Lauf der Zeit mehrfach geändert, und zwar durch Krieg, nicht auf friedlichem Weg. Wenn gewisse Gebietsteile nach kriegerischen Verwicklungen einer neuen Herrschaft unterstellt wurden, konnte es geschehen, daß die einen um lange innegehabte Privilegien kamen, während andere aus einer bisher benachteiligten Situation aufsteigen konnten. Neue Unzufrie-

denheiten waren die Folge. Und weil sich die Volksgruppen in erster Linie durch ihre kulturellen und konfessionellen Traditionen voneinander abheben, wurden alle nationalen Gegensätze zugleich als solche zwischen den Konfessionen empfunden. Insbesondere können alle Spannungen, Zwistigkeiten und Friedensschlüsse zwischen Serben und Kroaten mit Fug und Recht dargestellt werden wie feindliche bzw. friedliche Aktionen zwischen Orthodoxen und Katholiken. Es bedarf in Südosteuropa sehr genauen Hinhörens, wenn man aus einem Bericht über Spannungen zwischen den Nationen in Erfahrung bringen will, ob es um Probleme ging, die man in Westeuropa als konfessionellen oder als nationalen Streit einstufen würde.

Unter den Osmanen waren die moslemischen Glaubensgenossen im Vorteil gegenüber den Christen. Sie hatten größere Sicherheit für ihr Eigentum und brauchten keine Kopfsteuer zu bezahlen, denn sie gehörten zum Staatsvolk des Reiches. Auch wenn sie ein slawisches Idiom oder albanisch sprachen, standen ihnen alle Rechte eines "Türken" zu, weil sie sich zu deren Religion und Kultur bekannten.⁴ Von den Christen waren die Orthodoxen (die Serben) im Vorteil gegenüber den Katholiken (den Kroaten). Denn der Kaiser in Wien, der feindliche Nachbar des Osmanenherrschers, war Katholik; der höchste Würdenträger der Orthodoxen amtierte hingegen in der Residenzstadt des Sultans und hatte neben seiner kirchlichen Würde auch eine bedeutende staatsrechtliche Stellung im osmanischen Reich inne.

Oft waren die südslawischen Katholiken, die unter osmanischer Herrschaft lebten, ohne Bischöfe, nicht selten auch ohne Priester. So kümmerten sich die orthodoxen Bischöfe auch um sie. Die türkischen Behörden förderten dies, denn der türkische Staat hatte den Bischöfen die Aufgabe zugewiesen, auch die Steuern zu erheben. Begreiflicherweise war den Osmanen daran gelegen, daß die Abgaben auch dann von den Katholiken eingesammelt wurden, wenn diese keine

⁴ Wer verstehen will, warum viele Türken bis auf den heutigen Tag nicht begreifen können, daß die Kurden, die sich wie die Türken zum Islam bekennen, ein von ihnen gesondertes Volk seien, muß sich die traditionelle Denkweise aus der Osmanenzeit vergegenwärtigen. Ihr zufolge eben die religiöse und kulturelle Gemeinsamkeit mehr Zusammengehörigkeit, als die Verschiedenheit der Sprache Trennung verursachte.

eigenen kirchlichen Vorsteher hatten. Die Obsorge orthodoxer Bischöfe für die Katholiken aus teils pastoralen, teils staatsrechtlichen Gründen führte im Lauf der Zeit in Bosnien und in der Herzegowina zu nicht ganz freiwilligen Konversionen zur orthodoxen Kirche, die freilich auch nicht ganz er-zwungen waren. Bei den Südslawen ist aber die religiöse Konversion zugleich ein Wechsel des Volkstums. Wegen der Konversionen von Katholiken zur Orthodoxie in der Türkenzeit hat folglich nicht gänzlich unrecht, wer davon redet, daß ein Teil der Serben in Bosnien-Herzegowina Nachkommen von Kroaten seien, die zu Serben gemacht wurden. Freilich kann dies nur auf solche von den heute dort lebenden Serben zutreffen, deren Vorfahren von jeher ansässig waren, denn unter den Türken (und vielleicht auch schon vorher?) gab es eine serbische Einwanderung in dieses Gebiet.

Um sich dem Druck zur Islamisierung oder Serbisierung zu entziehen, wanderten ab dem 16. Jh. Kroaten aus dem osmanischen Bereich nach Österreich aus.⁵ Serben drängten nach, und so begann es, daß ehemals kroatisches Land serbische Siedler bekam. Als jene Serben aus dem Kosovo, die sich nach der Niederlage der Türken vor Wien (1683) gegen die Türken erhoben hatten, aber die Befreiung ihrer Heimat aus der Osmanenherrschaft nicht durchsetzen konnten, mit ihrem Patriarchen ins Habsburgerreich flüchteten, wurden auch serbische Stammlande menschenleer. Albaner drängten nach, und jener Prozeß wurde eingeleitet, der das Kosovo, die "Wiege des serbischen Staates", mit der Zeit - zur Empörung der Serben - zu einer mehrheitlich von Albanern bewohnten Provinz werden ließ. Für die Serben, die aus einem geschlossenen Siedlungsgebiet im Kosovo kamen, fand sich im Habsburgerreich kein hinreichend großes unbesiedeltes Land, das sie wieder geschlossen hätten in Besitz nehmen können; sie mußten verstreut unter Kroaten und Ungarn siedeln, wo sich Platz für sie fand.

In zweierlei Hinsicht gibt es derzeit wegen der Wanderungen große Probleme. Sowohl bei Kroaten als auch bei Serben wollen extreme Nationalisten die "historischen Lande" wiedererlangen; um

⁵ Bis auf den heutigen Tag gibt es weitab von den kroatischen Stammländern damals entstandene kroatische Dörfer im österreichischen Burgenland und in der Slowakei.

dies zu erreichen, möchten sie Menschen verdrängen, die seit Generationen dort heimisch sind. Und um die vielen Inseln, in denen die Serben verstreut unter anderen Nationen siedeln, untereinander und mit den serbischen Stammländern zu einem geschlossenen Nationalstaat zu vereinen, sind militante Serben bestrebt, die Städte und Dörfer, die dazwischen liegen, zu erobern.

Glücklicher als die Serben des Kosovo, die Ende des 17. Jahrhunderts die türkische Herrschaft nicht abschütteln konnten, waren die Montenegriner. Ihr Bergland konnten die Türken nur formell, nie wirklich unterwerfen. Unter ihrem Bischof waren sie de facto souverän, und als 1851 Bischof Danilo sein kirchliches Amt abgab und sich zum Fürsten machte, war ihre Souveränität offenkundig. Danilos Nachfolger nahm 1910 sogar den Königstitel an und konnte sein Land in den Balkankriegen vergrößern.

Auch die Serben zwischen Drina und Donau erlangten im 19. Jahrhundert ein autonomes, ab 1878 souveränes Fürstentum, das 1882 zum Königreich wurde. Die Schwäche der Osmanen und die Gunst der europäischen Großmächte nutzend, konnte dieses Königreich in den Balkankriegen das Kosovo, das Gebiet der heutigen Republik Makedonien und den stark islamisierten Bezirk Novi Pazar erobern. Mit dem Recht des Eroberers wollte man das Kosovo wieder serbisch machen. Und die slawischen Christen Makedoniens sowie die slawischsprachigen moslemischen Glaubensgenossen im Bezirk Novi Pazar wollte man dazu bewegen, sich als Serben zu verstehen. Das Königreich Serbien, das ein klassischer Nationalstaat war und keinen Minderheitenschutz kannte, legte bei der Expansion kurz vor dem 1. Weltkrieg den Keim für gefährliche Konflikte.

Dieses Königreich wurde, als die Donaumonarchie zerbrach, um große, mehrheitlich von Südslawen, aber auch von vielen anderen Volksgruppen besiedelte Gebiete erweitert. Auch das Königreich Montenegro schloß sich an. Zunächst nannte sich der gewaltig vergrößerte Staat Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen;⁶ den Namen Jugoslawien erhielt er erst im Oktober 1929. Von Anfang an war er serbisch dominiert, denn die Serben waren nicht nur das größte von den drei im anfänglichen Staatsnamen benannten Völkern;

⁶ Wie die Makedonen wurden auch die Montenegriner im neuen Staatsnamen nicht benannt, denn die beiden Volksgruppen wurden damals von den Serben noch als ein Teil von ihnen betrachtet.

sie brachten auch aus dem Habsburgerreich und erst recht aus ihrem bisherigen Königreich politische Erfahrung mit. Kroaten und Slowenen, deren bildungsmäßiger und wirtschaftlicher Standard höher war als jener der Serben, die aber weniger politische Erfahrung erworben hatten, fühlten sich alsbald übervorteilt. Betont nationale Kreise der Serben vertraten zudem sogar die These, wie nach den Siegen in den Balkankriegen die südlichen Landesteile, so seien jetzt nach dem Sieg über Österreich Kroaten, Slowenen und die Vojvodina serbische Kriegsbeute geworden.

Das Königreich Jugoslawien war und blieb ein krisengeschüttelter Staat. Ein freier Wille zu aufrechtem Zusammenstehen der Völker war nicht gegeben, und als die Deutsche Wehrmacht 1941 vorstieß, zerfiel das Königreich Jugoslawien wie von selbst; eigentlicher militärischer Schläge bedurfte es gar nicht. Auf einem Teil der Trümmer des ersten Jugoslawien entstand ein selbständiger kroatischer Staat. Unter Protektion durch das nationalsozialistische Deutschland gelangte in ihm eine militant nationalistische Minderheit an die Macht, die den faschistischen sog. Ustascha-Staat errichtete. In ihm geschahen Greuel, die sowohl das nationale wie auch das kirchliche Einvernehmen zwischen Serben und Kroaten schwerstens belasten.

Die faschistische Regierung erstrebte ein großes und national geeintes Kroatien, und dazu sollte das Land von Serben gesäubert werden. Nachkommen eingewanderter Serben wurden vertrieben oder im KZ interniert, wo man Hunderttausende mordete. Die "serbisierten Kroaten", jene Menschen also, von denen man entweder mit guten oder auch mit nur fadenscheinigen Gründen annahm, ihre Vorfahren oder sie selber seien durch Konversion und Assimilierung an eine orthodoxe Kirchengemeinde zu Serben geworden, wollte man für das kroatische Volkstum zurückgewinnen. Dazu mußten sie katholisch werden. Also bedurften die faschistischen Behörden des Mittuns von Klerikern.

Die Haltung des katholischen Klerus zur Rekatholisierung (oder Rekroatisierung) war von dreierlei Art. Es gab unter den Klerikern Parteigänger der Ustascha-Bewegung, denen es ein Anliegen war, die Kroaten zu vermehren und die Zahl der Serben zu verkleinern. Sie halfen mit, so gut sie nur konnten, und was sie taten, war Mißbrauch geistlicher Dinge für nationalistische Ziele.

Daneben gab es andere Kleriker, die aus unerleuchtetem pastoralem Eifer religiösen Proselytismus übten. War es damals in der katholischen Kirche doch verbreitete Lehre, das Seelenheil aller Menschen, die dem Nachfolger Petri nicht gehorchen, sei in Gefahr. Von dieser Lehre überzeugte katholische Priester konnten, wenn sie ihren serbischen Nachbarn Gutes erweisen wollten, aber sich dabei wenig um Religionsfreiheit sorgten, auf die Meinung verfallen, daß der von den Politikern ausgeübte Zwang genützt werden könne, um in die Irre gegangene Menschen katholisch zu machen und ihnen, wie sie meinten, das ewige Heil zu sichern. Schließlich ist bekannt, daß gewisse Kleriker katholische Taufscheine ausstellten, ohne daß es überhaupt zu Konversionen gekommen war, weil sie auf diese Weise das Leben und die Freiheit serbischer Mitbürger retten konnten; einige Bischöfe rieten ausdrücklich dazu.

Es ist (noch) nicht möglich anzugeben, wie viele von den katholischen Geistlichen diese oder jene Haltung einnahmen. Denn unter Tito, dessen Partisanen in bitterer Feindschaft gegen das faschistische Kroatien gekämpft hatten, war es lebensgefährlich, nach einem ausgewogenen Urteil über die Geschehnisse im Ustascha-Staat zu streben. Was gegen die Ustascha-Bewegung sprach, wurde lauthals verkündet, nicht selten auch übertrieben. Oft genug mußte man sogar hören, es sei für die Kroaten und für ihre katholische Geistlichkeit insgesamt kennzeichnend, was damals die von den Nationalsozialisten an der Macht gehaltene Minderheit aus der Ustascha-Bewegung den Serben und ihrer orthodoxen Geistlichkeit antat. Absolutes Schweigen war hingegen geboten über Verbrechen, die von den Partisanen in angeblicher Abwehr der Ustascha-Partei solchen Kroaten angetan wurden, die gar nichts mit jener Bewegung zu tun gehabt hatten. Ein wichtiges Kapitel von Vergangenheitsbewältigung steht an, damit es zur Aussöhnung zwischen Kroaten und Serben (zwischen Katholiken und Orthodoxen) wird kommen können. Freilich dürfte es wegen der neuen Haßausbrüche und Greuelthaten des gegenwärtigen Krieges noch viel schwerer geworden sein, die Verbrechen aus der Ustascha- und Partisanenzeit unvoreingenommen aufzuklären.

Erforderliche Konsequenzen unserer Kirchen in Ethik, Pastoraltheologie und Ökumenismus

Unsere Kirchen müssen in ihrer Theologie der Tatsache Rechnung tragen, daß die Unterscheidung zwischen dem, was Gottes ist und was des Kaisers ist, bei den Südslawen anders ausfällt als im neuzeitlichen Westeuropa. Denn bei Serben, Kroaten und Moslems sind die Religionsgemeinschaften nicht nur für das jenseitige Heil der Gläubigen und für deren Gewissensformung und die Zurüstung für ein Leben auf Erden nach Gottes Weisung, sondern auch für die irdische Existenz der Volksgruppen verantwortlich. Da sie das entscheidende Konstitutivum der Volksgruppen sind und also eine Aufgabe haben, die den Religionsgemeinschaften in Westeuropa nie gestellt war, dürfen sie sich dort (und im übrigen nicht nur dort allein, sondern in ähnlicher Art bei einer Reihe anderer Völker in Ost- und Südosteuropa!) nicht von Aufgaben zurückziehen, die für Westeuropäer keinen Bezug zum religiösen Bekenntnis zu haben scheinen. Aufgrund einer langen geschichtlichen Entwicklung bleiben sie es den dortigen Menschen schuldig, auch in Zukunft als Kennzeichen des Volkstums zu dienen. Es gibt dort nämlich bis dato niemanden und nichts, wohin die Religionsgemeinschaften diese Aufgaben ohne weiteres abgeben könnten.

Darüber hinaus haben sich in den Jahrhunderten der staatlichen Unselbständigkeit die Eliten dieser Völker um den Klerus gesammelt; mitunter hatte überhaupt der Klerus allein den Dienst von Eliten geleistet. So haben sich die Menschen daran gewöhnt, Aufgaben und Entscheidungen, die in anderen Regionen als politische Themen eingestuft werden, für gut im kirchlichen Bereich aufgehoben zu halten. Auch wenn diese Auffassung in Zukunft vielleicht ganz oder teilweise revidiert werden mag, wäre es zumindest gegenwärtig noch eine herbe Enttäuschung für die Menschen, wenn die Kirchenführer unter Berufung auf anderswo gültige Definitionen der "geistlichen Angelegenheiten" plötzlich ganz einfach aufhörten, sich mit solchen Aufgaben zu befassen.

Gerade weil in jenen Ländern die religiösen Führer bis auf den heutigen Tag das Vertrauen breitester Kreise ihrer Völker besitzen, ruht auf ihnen unter den gegenwärtigen friedlosen Verhältnissen erst recht die Pflicht zu entschiedenem Weltdienst. Um ihm

entsprechen zu können, bedarf es tiefschürfender so-
zialesethischer Überlegungen. Es muß ein Mittelweg gesucht und
gefunden werden, der einerseits die Preisgabe der
Identitäten der Volksgruppen und den Verlust ihrer
nationalen Rechte vermeidet, andererseits aber auch den
überbordenden kollektiven Egoismus der Nationalisten abwehrt. Die
christliche Sozialethik hat sich bisher hauptsächlich mit der
zweifellos drängenden Frage eines gerechten Ausgleiches zwischen
arm und reich befaßt; die Gleichheit des Anspruchs aller Menschen
auf ein menschenwürdiges Leben stand für sie hauptsächlich im
Blickpunkt. Doch die ethnischen und kulturellen Gruppierungen
bleiben unbefriedigt, wenn über der Sorge um das, was allen
Menschen gleichermaßen zukommt, kaum oder nur wenig Vorkehrungen
getroffen werden, daß den Nationen dabei nicht die Gefahr er-
wächst, assimiliert und vereinheitlicht zu werden. Die Gruppierun-
gen verlangen vielmehr danach, daß es ihnen frei bleibt, ihre all-
gemeinen Rechte in einer Weise zu leben, die das Verbleiben bei
den für wichtig gehaltenen Zügen ihres eigenen Herkommens erlaubt.
Neben dem Ruf nach Gerechtigkeit, dem sich unsere Sozialethik
schon bisher verpflichtet wußte, hat sie künftig dem Verlangen der
Volksgruppen auf ein Ausgestalten ihres Lebensraumes nach eigenem
Muster vermehrte Aufmerksamkeit zu widmen; sie hat danach zu fra-
gen, welche diesbezüglichen Rechtsansprüche den Volksgruppen als
elementares Menschenrecht zustehen und wo für solche Ansprüche
eine Grenze gesetzt werden muß, damit anderen Volksgruppen kein
Unrecht angetan wird.

Neben den in Westeuropa geläufigen zwei Weisen von
Kirchenzugehörigkeit - einem bewußten Bekenntnis zum Glaubenserbe
der Kirche und einem auf volkskirchliche Traditionen zurückgehen-
den sog. "Taufscheinchristentum", das weder entschieden bekennt,
noch aus dem Fehlen eines klaren Bekenntnisses irgendwelche per-
sönliche Konsequenzen zieht - gibt es bei Volksgruppen, die in be-
stimmten religiösen Traditionen ein hauptsächliches Merkmal der
Volkszugehörigkeit anerkennen, noch eine dritte Weise von Kirch-
lichkeit: ein dezidiertes Festhalten an einem kirchlich geprägten
Brauchtum, das aber nicht deswegen mitvollzogen wird, weil ein ei-
gentlich geistlicher Hunger dazu drängt, sondern weil sein Vollzug
zugleich Kennzeichen des Zugehörenwollens zur Volksgruppe, nicht

nur zur Religionsgemeinschaft ist. Zweifellos besteht die Gefahr, daß mancher, der durchaus konsequent in diesem Sinn am Brauchtum der Religionsgemeinschaft seiner Volksgruppe festhält, dies (fast) nur um seiner Nationalität willen tut. Die Pastoraltheologie muß diese Gefahr beachten und ihr ernsthaft steuern. Sie soll bei der notwendigen Abwehr einer solchen Fehlhaltung aber zugleich die Chancen studieren, die sich daraus ergeben, daß selbst der unzulängliche, aber bewußt gewollte Mitvollzug eines religiösen Brauchtums ein echter Anknüpfungspunkt sein kann für wirkliches geistliches Geschehen. Die Kirchengeschichte Südosteuropas ist dafür beredter Beweis, da die Glaubensweitergabe dort oftmals und über längere Perioden auf diese Weise geschah. Folglich sollte sich die Pastoraltheologie bemühen, Menschen, die um ihrer nationalen Traditionen willen gerne bereit sind, religiöse Bräuche ohne Abstriche mitzuvollziehen, bei ihrer unzulänglichen Motivation "abzuholen", um sie allmählich zu voller personaler und geistlicher Zustimmung beim Vollzug hinzuleiten; jene verbreitete andere Haltung müßte sie hingegen ablösen oder zumindest ergänzen, die meint, zuerst die Motivation reinigen zu sollen, um dann erst das Mitmachen billigen zu können. Damit ein pastorales Vorgehen der geforderten Art möglich wird, ist es freilich Bedingung, daß die Religionsgemeinschaften sich Mühe geben, ihr herkömmliches Brauchtum nicht bloß formalistisch abrollen, sondern von ihren überzeugten Mitgliedern aussagekräftig vollziehen zu lassen.

Einer Fortentwicklung bedarf auch der Ökumenismus. Er muß vor aller Welt deutlich machen, daß er in einer Weise an der Überwindung der Kirchenspaltungen arbeitet, die erreichen will, daß die konfessionellen Grenzlinien die Kirchen nicht mehr trennen, aber weiterhin hilfreich bleiben können, um bestimmte Völker voneinander zu unterscheiden. Es muß gezeigt werden können, daß beim Erlangen einer ökumenischen Kircheneinheit jenen Volksgruppen, die an besonderen kirchlichen Überlieferungen erkennbar sind, keineswegs die Fusion mit einer anderen Volksgruppe droht. In den Überlegungen unserer ökumenischen Theologie wird über die Konfessionsgrenzen sehr einseitig, wenn nicht überhaupt ausschließlich unter dem negativen Aspekt nachgedacht, daß sie die Kirche spalten, nicht aber unter dem positiven Aspekt ihrer besonderen Aufgabe für die Existenz und das Selbstverständnis bestimmter Völker. Auch im

Ökumenismusdekret des 2. Vat. Konzils, das von Theologen aus der westlichen Welt konzipiert wurde, ist von der Wichtigkeit kirchlicher Unterschiede für das Fortbestehen bestimmter Nationen nicht die Rede. Bleibt es auf die Dauer dabei, daß wir die berechnete Rolle bestimmter Kirchengrenzen für die Identitätsbildung von Völkern aufzuzeigen vergessen, bestünde die Gefahr, daß mancherorts im Ökumenismus eine Bedrohung für das Volkstum vermutet wird. Dann könnten Kreise, die weniger um eines geistlichen sondern mehr um eines nationalen Anliegens willen intensiv am Brauchtum ihrer Nationalkirche festhalten, aus Sorge um ihr Volkstum ihren Einfluß geltend machen, um der Rezeption ökumenischer Einsichten entgegen zu wirken. Eine Handhabe, um auf die Besorgnisse solcher Kreise zu antworten, böten die Wahrheit, daß Kircheneinheit nicht Einförmigkeit, sondern *Communio* in Vielfalt bedeutet, und die Aussage in der Kirchenkonstitution des 2. Vat. Konzils, daß es dank der göttlichen Vorsehung in der Kirche Teilkirchenverbände mit eigener Disziplin, eigenem liturgischem Brauchtum und eigenem theologischem und geistlichem Erbe gibt. (Oder daß es diese geben sollte, wie wir, bezogen auf die derzeitige Situation unserer Kirche, die die Ekklesiologie des 2. Vat. Konzils erst noch ins pastorale Handeln wird rezipieren müssen, korrekterweise vielleicht formulieren müßten.) Aber noch nicht einmal die Unerläßlichkeit einer entsprechenden klaren Antwort ist unseren Ökumenikern hinreichend bewußt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Friede und Ausgleich im ehemaligen Jugoslawien nicht möglich sein werden, ohne daß auch der dritten Religion der Kinder Abrahams, nämlich dem Islam, Aufmerksamkeit zuteil wird. Jedermann weiß, daß das christlich-islamische Gespräch noch ganz am Anfang, wenn nicht sogar noch vor dem Anfang steht.